

Wer mag's schon missionarisch?

Es gibt Bibelstellen, die ich schon als Kind nicht leiden konnte. Nehmen wir diese: „Die elf Jünger gingen nach Galiläa auf den Berg, den Jesus ihnen genannt hatte. Und als sie Jesus sahen, fielen sie vor ihm nieder. Einige aber hatten Zweifel. Da trat Jesus auf sie zu und sagte zu ihnen: Mir ist alle Macht gegeben im Himmel und auf der Erde. Darum geht zu allen Völkern, und macht alle Menschen zu meinen Jüngern; tauft sie auf den Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes, und lehrt sie, alles zu befolgen, was ich euch geboten habe. Seid gewiss: Ich bin bei euch alle Tage bis zum Ende der Welt.“ (Mt 28,19)

Wie gesagt: Ich mochte diese Stelle nicht. War es das Wort „lehren“ in Matthäus' Sätzen, das mich irritierte? Waren es die Begriffe „befolgen“ und „geboten“? War es Matthäus' Schilderung der Selbstherrlichkeit, mit der Jesus zu seinen Jüngern sprach? Dieser Absolutheitsanspruch, der nicht zart zwischen den Zeilen, sondern klipp und klar herauszulesen ist? Nein, es war der Missionsauftrag, mit dem ich bereits als Kind haderte. Denn mein Bild von Jesus war anders. In meinen Augen war er bedingungslos. Großzügig.

Ein Mann weiten Herzens, der die Menschen liebte und nicht maßregelte, bevormundete. Einer, der nicht befahl, sondern Gleichnisse erzählte. Das Absolute, das Missionarische passte in meinen Augen überhaupt nicht zu ihm, kam aber unglücklicherweise immer wieder vor. ...

Wie also damit umgehen?, fragte ich mich. War es möglich, mir meine eigenen Sätze aus der Bibel zu pflücken und die anderen weniger ernst zu nehmen? Meine eigene Interpretation zu versuchen? Durfte ich das?

Ach Gott, ja: Religion. Viele Regeln. Wenig Fassbares. Alles Glauben. Aber wer mag's schon missionarisch? Wer wird schon gern bekehrt, lässt sich gern weismachen, welche Wahrheit die richtige sei? Manchen mag es einfach erscheinen, sich genau das vorbeten zu lassen (im Glauben wie in der Politik übrigens). Den meisten aber, so denke ich, nicht. Seit ich mit meinem Buch „Land sehen“ auf Lesereise bin, begegnen mir immer wieder auch Skeptiker, die argwöhnen, dass ich mit meinem Roman vielleicht missionieren möchte, die annehmen, ich müsse eine höchst merkwürdige, gestrige Autorin sein, wenn ich eine Familiengeschichte erzähle, die auch mit Glauben zu tun hat... All diese Bedenken löst das Buch glücklicherweise gleich selbst auf. Aber interessant ist für mich die Erfahrung: Wer sich mit dem Glauben beschäftigt, macht sich zunächst einmal verdächtig, egal, ob er dafür, dagegen oder neutral ist. Er macht sich verdächtig, weil es beim Glauben immer um Alles, nein: ums Ganze geht: Um den Kern jedes Menschen.

Kaum ein anderer Begriff durchdringt jeden Lebensbereich derart und wendet sich so ausnahmslos an jeden Menschen. Jeden Tag glauben wir zahllose Dinge: Dass es regnen wird, dass Trump wiedergewählt werden wird, dass viel zu viel Unsinn im Fernsehen gezeigt wird. Aber über *den*, an den wir glauben, oder *das*, was wir glauben, sprechen wir selten miteinander.

Vielleicht liegt das auch daran, dass sich der Glaube, jene innere Sicherheit, die keines Beweises bedarf, nur hölzern definieren lässt. Und wir wollen doch alles definieren, alles bestimmen, alles wissen. Doch jedem Versuch, den Glauben zu fassen, haftet Bemühen an, denn immer ist der Glaube — so scheint es jedenfalls vielen — mehr Gefühl als Theorie, mehr Prinzip als Praxis, mehr Helfer als Held. Und wenig hilfreich, wenn nicht gar irritierend, seine Etymologie: Abgeleitet wird der Begriff vom mittelhochdeutschen Adjektiv „galauba“ – vertraut, Vertrauen erweckend –, was dem Wort „Laub“ als Futter (und Lockmittel) fürs Vieh zuzurechnen ist.

Der Mensch – vom Hunger nach Antworten also listig in Religionsgemeinschaften gelockt? Vom existentiellen Bedürfnis nach Sicherheit und Geborgenheit in Systemen vereint, an deren Regelwerke sich kaum zu halten ist und die man im übrigen auch nicht mehr versteht, weil diese Regeln uralte sind und endlich renoviert gehören?

Es ist, damals wie heute, ein Kreuz mit der Religion. Egal mit welcher übrigens. Mit ihr ist es so schwer wie mit dem Atheismus, an den man schließlich auch glauben muss.

Der „zur Freiheit verdamnte Mensch“ (Jean-Paul Sartre) darf, ja, muss früher oder später entscheiden, ob und an was er glaubt, ob er sich verantwortlich fühlt für sein Sein und sein Betragen, muss entscheiden zwischen der Frage, ob die Essenz der Existenz vorangeht oder vielmehr die Existenz der Essenz vorausgeht. An irgendeinem Punkt im Leben jedes Menschen kommt es geradezu zwangsläufig zum Bekenntnis – der Freiheit wegen, denn in der freien Selbstbestimmung liegt schon im Wortsinn eine Festlegung, eine Bestimmung.

Sicher ist: Die Frage nach dem Glauben fordert uns heraus, wenn nicht zur äußeren Entscheidung über die Zugehörigkeit zu einer bestimmten Gemeinschaft, so doch zu einer inneren Stellungnahme, die eben nicht nur ein Gefühl ist, sondern auch eine Begründung, die wir uns geben. Denn zumindest still und heimlich müssen wir unsere Entscheidung für oder gegen diesen oder jenen Glauben vor uns selbst rechtfertigen. Und so sehr viele Menschen betonen, die Frage nach dem Glauben sei ihnen egal... Irgendwann ist sie es nicht. Irgendetwas geschieht, und dann steht sie — vielleicht nur ganz kurz, aber dann steht sie unübersehbar im Raum. Und lässt uns eben nicht gleichgültig – weder in der leisen, privaten Betrachtung der Situation und unseres Seins noch bei der lauten Verkündung einer Überzeugung. Denn im Glauben, in der Religiosität, liegt eine persönliche Wahrheit. Im Bekenntnis zu einer Religion die Festlegung, die viel verrät über den Menschen, der sich festlegt.

Im Laufe der Geschichte gab es immer Phasen, in denen sich die Menschen aus guten Gründen mehr oder weniger der Religion zuwandten. Und in der gesamten Geschichte schlug Zuwendung auch, immer wieder mal, in Fanatismus um, in dem die Gefahr aller Religionen liegt. Wenn aus der persönlichen Weltanschauung, aus einer privaten Gewissensentscheidung nicht Liebe und Hoffnung wächst, sondern der Anspruch auf moralische Herrschaft, dann wird Religion zu einer gefährlichen Waffe. Denn kein Argument ist der persönlichen Moralvorstellung eines anderen, seinem „sittlichen Empfinden“ gewachsen: Hier kennt die Moral keinen Widerspruch.

Und doch gäbe es ohne sie, die Moral „als Gesamtheit von ethisch-sittlichen Normen, Grundsätzen, Werten, die das zwischenmenschliche Verhalten einer Gesellschaft regulieren“ (so Wikipedia), keine (theoretisch) allgemeingültigen, naturrechtlich verankerten Regeln der Mitmenschlichkeit, keine Unterscheidungskriterien zwischen Gut und Böse, Erlaubt und Verboten. Ja, es ist wohl so, dass es gerade in einer stetig wachsenden Vielzahl von Alternativen für immer mehr Individualität Moral und Menschen braucht, die sich ihr verpflichtet fühlen. Doch wo sind die Grenzen? Wer darf wie weit was bestimmen?

Ach, hier wird es kompliziert. Immer schon. Aber nicht das Naturrecht beansprucht Grenzenlosigkeit – unsere Vorstellung von Freiheit tut es.

Unser Bild von persönlicher Freiheit sucht unendliche Weite und zugleich einen Rahmen und Rechtfertigung. Dabei quält und windet und dreht es sich und sieht sich auch noch stets neuen Fragen und Herausforderungen ausgesetzt: Wir können der Freiheit nicht entkommen, ihr, „die von Menschen in ihrer Einfachheit und angeborenen Stumpfheit nicht erfasst werden kann, ja, die sie erschreckt“, lässt Fjodor M. Dostojewski seinen „Großinquisitor“ sagen, „denn nichts ertragen sie schwerer, die einzelnen und die Menge, als eben bedingungslose Freiheit.“

Hier, denke ich, genau hier in Dostojewski fand und finde ich meine Antwort auf Jesus und die Mission... Ging es Matthäus in der eingangs zitierten Bibelpassage vielleicht gar nicht um den Befehl, sondern um eine Entlastung des Menschen? Schrieb er die Mission unter Umständen nicht als kalkulierte Unternehmenspolitik und ausgefuchstes Marketingkonzept der Frühkirche in seine Aufzeichnungen, sondern verknüpfte er vielmehr diese „unerträgliche Freiheit“ des Menschen aus *Barmherzigkeit* mit Jesus und allem, was er von Jesus gehört hatte, um die Freiheit, die Grenzenlosigkeit für jeden einzelnen Menschen erträglicher zu machen?

Denn da steht ja noch etwas anderes, in meinen Augen viel Wichtigeres in der Passage, die ich anfangs wiedergegeben habe. Da

steht das, was Gott, was Jesus für mich vor allem anderen immer gewesen ist und noch ist: „Seid gewiss: Ich bin bei euch alle Tage bis zum Ende der Welt.“

Und in meinem Glauben — dem rheinischen Katholizismus, der ja eine eigene Religion ist — heißt das: „*Was Ihr auch tut, was Ihr auch entscheidet*: Ich bin bei euch alle Tage bis zum Ende der Welt.“ Das jedenfalls ist der Gott, an den ich glaube: Yahwe... Der „Ich bin da“. Einer, der mir die Freiheit der Entscheidung schenkt. Einer, der sie sich selbst genommen hat, die Freiheit, in Jesus. Einer, der die Freiheit in seiner Religion vielleicht nur deshalb nicht mehr bedingungslos nennt, weil sie an ihn geknüpft ist. An einen Maßstab der Güte, Toleranz und Mitmenschlichkeit also, den zu halten zwar den wenigsten gelingt, der zur Orientierung aber unerlässlich erscheint.

Ist vielleicht also das Mission? Dass Matthäus uns nicht mehr und nicht weniger aufgeschrieben hat, als dass da Etwas ist, auf das wir schauen können, wenn wir nicht weiter wissen, auf das wir uns immer verlassen können, wenn wir nur wollen? Und dass wir das allen Menschen erzählen *dürfen* (nicht müssen), die Rat brauchen oder Fragen haben: Dass sie nicht allein sind? Ich denke, auch so kann man die Bibel lesen und verstehen... Als Kind wusste ich nicht, ob ich das durfte. Heute weiß ich: Ich darf. Mein Glaube ist der christliche. Ein freier Glaube.

Und nein, das ist nicht die bequeme Lösung. Der freie Glaube ist höchst unbequem. Denn es gibt nicht die eine Wahrheit. Ich muss sie immer wieder suchen, immer wieder mit mir diskutieren. Ich muss schauen, womit ich leben kann (und womit nicht), muss mich fragen, wie andere Wissenschaften und Religionen das sehen, die ja sämtlich auch gute Antworten bieten, muss mich immer neu prüfen....

Freiheit – die Freiheit zu glauben – ist ein Dilemma: Vielleicht das größte Dilemma der Menschheit. Aber zugleich ist dieses Dilemma die größte Chance: „Die Wahrheit“, hat Friedrich Schiller einmal formuliert, „ist vorhanden für den Weisen, die Schönheit für ein fühlend Herz.“ Könnte gut sein, dass die Freiheit genau hierin liegt: In der unaufhörlichen Auseinandersetzung mit ihr und dem Mut, sie immer wieder infrage zu stellen und neu zu suchen und zu finden – diese Idee, die ins Herz trifft und schöner ist, als jede Weisheit, weil sie den Weg ebnet zu dem, was jeden Menschen einzigartig macht: Seinen Glauben, der keines Beweises bedarf.